

Handwerker und Jäger. Man kann sich unschwer die Tätigkeiten ausmalen, denn sie sind plastisch geschildert. Ebenso drastisch drückt der Maler das aus, was wir mit den (vier) Jahreszeiten verbinden, nämlich die Blüte des Frühlings, die Hitze und Reife des Sommers (oben links und rechts: *Ver* und *Estas*), die Reife und Ernte des Herbstes und die Kälte des Winters (unten links und rechts: *Autumnus* und *Hiemps*). Mit diesen vier Jahreszeiten korrespondieren die vier Tagesabläufe: *Aurora* = Morgenröte, *Meridies* = Mittag, *Vesper* = Abend und *Pruina* = Mitternacht, wobei dieser alternde Tag in seiner Personifikation am stärksten dem halbnackten Jahresmann ähnelt. Vielleicht ist von hierher der Schluß naheliegend, daß das Jahr eben ständig altert, aber, wie in der Mitternacht, eine stetige Erneuerung durch das Zeitenrad stattfindet, das dieser Mann um sich drehen sieht. Sonne und Mond leisten ihm als Mann und Frau Gesellschaft; er trägt sie auf Händen.

Symbole, Personifikationen, Abläufe: die Zeit steht

nie still. Hier dokumentiert sich das «gelehrte» Bewußtsein der Stauferzeit, das sich sonst kaum einmal schriftlich artikuliert. In dieser Zeit wird man sich der Tatsache bewußt, daß das falsch berechnete Jahr langsam aus den Fugen bricht: um 1200 errechnet man die Verschiebung des Jahres auf ca. 10 Tage seit Christi Geburt. Der Ruf nach der «Kalenderreform» wird laut. Der Gedanke und die Vorstellung eines Schaltjahres nistet sich in die Hirne der Kalendermacher ein, wobei man sich klar werden muß, daß das höchste Fest der Christenheit, Ostern, eigentlich recht oft zu einem falschen Termin gefeiert wird. Freilich: einen Endpunkt der Diskussion sollte die Stauferzeit nicht mehr erleben, denn erst Ende des 16. Jahrhunderts wurden die Fehler berichtigt. Die Zeit als Problemfaktor: das war auch schon der Stauferzeit bekannt. Sie hat, wie man sieht, gar nicht so leicht daran getragen.

Quelle: Zwiefaltener Handschrift – Cod. hist. fol 415 der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart

Staufischer Abglanz

Das Erbe Hohenstaufens im 19. und 20. Jahrhundert

Für die große baden-württembergische Stauferausstellung 1977 hat THOMAS BRUNE (zusammen mit BODO BAUMUNK) in zwei Jahren eine Fülle Materials zum staufischen Nachleben aufgespürt, gesammelt und gesichtet. FRIEDRICH ALFRED SCHILER kommentiert hier eine kleine Auswahl aus diesen Texten. (Redaktion)

Schon recht früh hat man sich hierzulande mit dem staufischen Erbe beschäftigt. Anfang des 19. Jahrhunderts gibt J. F. AMMERMÜLLER, Pfarrer zu Hohenstaufen, ein Buch heraus mit dem Titel «HOHENSTAUFEN, oder Ursprung und Geschichte der schwäbischen Herzoge und Kaiser aus diesem Hause, samt den Schicksalen der Burg und einer Berg- und Ortsbeschreibung. Ein Lesebuch für bidere Schwaben, Sachsen und Franken.» Im Vorwort schreibt der Verfasser am 14. September 1804: «Hohenstaufen erregte seit einigen Jahren sehr viele Aufmerksamkeit. Der Gedanke, daß es einst der heimatliche Sitz der schwäbischen Herzoge und Kaiser war, und die vortreffliche Aussicht, die man hier hat, reizte jeden Sommer sehr viele Fremde, diesen berühmten Berg zu besteigen.» Schon recht früh regt sich da schwäbischer Stolz auf staufische Geschichte und auf heimische Landschaft. Und die höfische Welt des staufischen Mittelalters wird bald

Thomas Brune und Friedrich Alfred Schiler

zum idealisierten Gegenbild der zeitgenössischen Misere; in der heilen Natur wird Ersatz für die enttäuschende Realität des so vielversprechend angefangenen Jahrhunderts gesucht:

Wer wandert nach dem Hohenstaufen
Durch den verstörten Tannenwald?
Die Stürme wehn, die Bäume traufen,
der Regen spinnt sich trüb und kalt.

Und hierher hab ich mich geflüchtet,
Verstoßen aus der neuen Welt:
Wer je gekämpft, geliebt, gedichtet,
Für den ist Wohnung hier bestellt.

So GUSTAV SCHWAB 1814 in seinem «neuen Staufenritter» und 1815, in seiner «Schwabenalb», klingt es noch resignierter:

Wer forscht nach Staufens Preise,
Mag zu den Trümmern gehn,
Dort wird mit Geisterweise
Ihn ew'ges Lied umwehn.

Diese romantische Staufen-Trauer wendet sich vornehmlich dem letzten Hohenstaufen, dem unglücklich gescheiterten KONRADIN zu. Von ihm singt SCHWAB 1826:

Du bist so stolz und unerschrocken,
Du sinkest, eh du es geglaubt,
Es sitzt die Kron auf deinen Locken,
als träumte nur davon dein Haupt!

Schon sieben Jahre vor SCHWAB hat LUDWIG UHLAND in seinem Konradin-Fragment den lichten, königlichen Jüngling beschworen: «die helle Stirn, des Auges geistig Feuer, / die goldnen Locken, um die Schulter wallend: / Ja, das ist hohenstaufisches Geschlecht!»

UHLANDS «KONRADIN» bleibt freilich keine bewunderns- und beklagenswerte knabenhafte Lichtgestalt. Hier wird mit dem nationalen Pathos der nachnapoleonischen Zeit auf die feindliche, die fremde Ursache des staufischen Unglücks hingewiesen: «dies welsche Land, / das dich mit seinem falschen Schimmer blendet, / was ist es, als ein über-tünchtes Grab? . . . / An jeder Ecke lauert Meuchelmord; / der Weiber brennend Auge zehrt das Mark / der Helden auf; der Freundesbecher ist / vergiftet, und die Hostie selbst ist Gift.» Im staufischen spiegelt sich deutsches Schicksal: Verrat durch die *Welschen*. Worunter je nach Bedarf Italiener oder Franzosen, die römische Kirche, die Araber, kurzum Fremdes gemeint ist.

O Staufen, Staufen, wohin ist Deine Pracht

heißt es im Refrain von LUDWIG BAUERS Gedicht «Der Mutter Ahnung», das SILCHER 1839 vertont hat (op. 32), und UHLAND klagt – und klagt damit an:

Wo sind sie, deine Väter, meine Fürsten?
Das deutsche Heimatland verschmähten sie,
um Gift zu saugen in Apuliens Gärten.

Und auch GEORG RAPP kündigt in dem Staufen-Zyklus von 1839 vom heroischen Tode KONRADINS:

Sie haben mich verscharrt in Schmach,
Es warf ihr Hohn mein Haupt mir nach.
Ob ich mich mutig ließ erschlagen,
der Schande Grab kann ich nicht tragen.
Ich will mein königliches Grab,
und deutsche Treu will mit hinab.

Staufertreue – deutsche Treue: wie oft, bis heute, begegnen wir dieser Gleichsetzung. Aber sie ist nicht die einzige. Denn zur selben Zeit finden wir auch ein zweites, recht abweichendes Stauferbild: Es klingt schon an in PAHLS «Nationalchronik der Teutschen». Aus ihr zitiert Pfarrer AMMERMÜLLER 1815, im Vorwort zur zweiten Auflage seines Ho-

henstaufen-Führers: «heutzutage bauen wir keine Wälle mehr um die Städte, aber es ist eines gebildeten Jahrhunderts würdig, daß es auf der Spitze des Hohenstauf einen Tempel oder ein Pantheon auf-führe, nach vaterländischer Ursitte mit Eichen um-pflanzt und auf seinem Altar (ich setze hinzu: wenigstens auf einem Obelisk) die Aufschrift setze: *Den würdigen Verfechtern der deutschen Freyheit, und den ersten Aufklärern des westlichen Europa!*»

Diese *Verfechter der deutschen Freyheit* meinte auch JUSTINUS KERNER in seinem 1815 geschriebenen «Sommerabend auf Kloster Lorch, der Grabstätte des hohenstaufischen Herzog- und Kaiserhauses»:

Und all die Berg und Auen,
bebaut mit fleiß'ger Hand,
dies Land, so schön zu schauen,
ist deutsches Vaterland!

Geküßt von Himmelsbläue,
steht es, des Himmels Braut.
Schützt, Brüder, sie mit Treue!
Gott hat sie euch vertraut!

Der Aufbruch der Befreiungskriege ist hier spürbar, die Hoffnung auf ein neues, besseres Vaterland. Doch welche Resignation dann, wenige Jahre später, welch bittere Enttäuschung in desselben Autors Gedicht «Hohenstaufen»:

Verschwunden ist die Burg fortan.
An ihrer Stätt' ein Dornbusch steht,
Kalt weht der Morgen auf den Höhn, –
Und wie der Fels, so kalt und öd
Scheint rings das deutsche Land zu stehn.

Den *ersten Aufklärern des westlichen Europa* gilt – nebst den *Vorkämpfern der deutschen Freyheit* – PAHLS Huldigung. FRIEDRICH II. wird damit angesprochen. Von ihm schwärmt CARL JULIUS WEBER 1826 in seinen «Briefen eines in Deutschland reisenden Deutschen»: «der größte und einzige seines Jahrhunderts, wie der Preußen Friedrich, mit dem er vieles gemein hatte, selbst Religions-Spötereie, nur nicht, daß er . . . wie der Chronist sagt . . . viel und gern bei Weibern gewesen. Lebt wohl, Hohe Stauffen! Ihr hättet Geist, Muth, Kenntnisse, Willen, Ausdauer – selbst euer Steckenpferd Italien trug zur Cultur des Vaterlandes bei, und zu besserer Kenntnis des Teufels der Hierarchie, mit dem ihr so männlich gerungen habt, als der Erzengel Michael – euch fehlte nichts als Glück, wie so manchem wackern Mann, dem Fortuna nie schußgerecht stehen will, während sie Hansgörgen Rehe und Hasen, Schnepfen und

Krammetsvögel in die Küche jagt – goldene Dosen und glänzende Orden!»

Auch ALBERT KNAPP, württembergischer Pietist und «Antipapist», rühmt in seinem Hohenstaufenzyklus 1839 diesen FRIEDRICH II., der Jerusalem nicht durch Krieg und Gewalt, sondern durch einen Vertrag mit dem Sultan wieder in christliche Hand gebracht hatte:

Verbrechen ward von Mönchen es genannt,
Daß du den Asiaten botst die Hand;
Doch hätt' ich lieber, als mit röm'schen Pfaffen,
Mit Sarazenen heute noch zu schaffen.
Im Kriege hält der Araber sein Wort,
Im Frieden sinnt der Pfaffe doch auf Mord.

Staufische Treue wird hier – eine ungewöhnliche Variante – nicht mit deutscher, sondern mit arabischer Treue verbunden. Auf «Staufische Treue» weist auch ADALBERT VON CHAMISSO hin.

Etwas für ihn und seine Zeit ganz Ungewöhnliches entdeckt er 1831 in seinem Gedicht «Die Weiber von Winsperg»: «im Jahr elfhundertvierzig, wie ichs verzeichnet fand, galt Königswort noch heilig im deutschen Vaterland.» Was CHAMISSO eine «Sage aus halbvergessner Zeit» nannte, das kommentiert der Demokrat LUDWIG PFAU 1849 nicht ohne Bitternis:

Bei Weinsberg liegt die «Weibertreu»,
das wissen alle Leute;
Manch Sänger pries dies Schuttgebäu,
Manch Pilger kommt noch heute.

Doch daß der Frauen holde Schar
Die Männer dort getragen,
das ist nicht gar so wunderbar,
als wie die Dichter sagen.

Was dort ein deutscher Fürst getan,
das ist ja wunderbarer:
Er hielt sein Wort dem Untertan,
Das ist, bei Gott! viel rarer.

Der Staufe sprach: »Ein Königswort
Sei fest wie Stahl und Eisen.« –
Kein Zollern kommandierte dort,
Und Rastatt kennt die Preußen.

Drum heiße «Fürstentreu» fortan
Die Burg den Pilgern allen.
Dann wird auch keiner Zweifel han,
warum sie so verfallen.

Nicht nur die zur «Fürstentreu» umgetaufte Weibertreu, selbst BARBAROSSAs Wache im Kyffhäuser wird

von PFAU in den Dienst der bürgerlichen Revolution gestellt. Sicher, schon lange vor ihm ist Barbarossa im KYFFHÄUSER das Symbol der nur schlafenden, nicht erstorbenen Hoffnung auf Reichseinheit geworden. PAUL ACHATIUS PFIZER dichtete in den dreißiger Jahren:

Kühner Rotbart! Nicht gestorben
Bist du ja, du schlummerst nur,
Wo um Heil das Schwert geworben,
Suchend des Erlösers Spur.
Aber in der Zauberröhle
Hält dich harter Schlaf gebannt,
Wann erwachst du, Heldenseele,
Fliegst, ein Sturm, verjüngt durchs Land?

Bei LUDWIG PFAU nun – im «Michel Rotbart» von 1847 – bleibt dieser verjüngende Sturm nicht sagenhafte Sache des Rotbarts, sondern wird gegenwärtige Sache des Volks:

Laß ruhn den Barbarosse doch
Auf seines Schwertes Knauf,
Laß ihn bei seinem Trosse doch
Und wach du selber auf!
Michel! hervor zum Werke!
Aus deiner langen Nacht!
Mit deiner Heldenstärke,
Mit deiner Geistesmacht.

Auch als nach 1849 diese revolutionäre Hoffnung auf Einheit in Freiheit erlosch, blieb BARBAROSSA das Symbol des Traums von der deutschen Einheit. Nur noch wenige allerdings träumten den alten, den freiheitlichen Traum. ALEXANDER ELSÄSSER aus Jena ließ 1862 bei einer Uhland-Feier der Sängergesellschaft EINTRACHT (Göppingen) LUDWIG UHLAND vor den hier bezeichnenderweise nicht im Kyffhäuser, sondern im Staufenberg residierenden BARBAROSSA treten.

Der Rotbart spricht mit Sinnen:
«Du lohnst die Liederlust».
Er nimmt die goldne Kette
Von seiner Kaiserbrust,
Schlingt sie um seinen Nacken
«Du strittst für's gute Recht,
Des Deutschen Reiches Kanzler
Seist Du, mein Edelknecht».

Doch dies ist nur Abgesang einer vergangenen Vorstellung. Schon längst meinen deutsche Dichter, wenn sie Barbarossa und Kyffhäuser zitieren, das neue, das kommende Kaisertum: Hohenzollern.

Schwaben hat die Geistesgluth geborget
Da die Ritter Preußen mit versorget,
Und der graue Hohenstaufenorden
Ist zu Preußens Glorie geworden

Also geht der Staufen Wirkung leise
Noch daher in spätem Zeitengleise.
Östreich hat ihr Szepter übernommen;
Mög' ihr Geist den Preußen wohl bekommen.

So heißt es schon 1839 in ALBERT KNAPPS Hohenstaufenzyklus, und 1867, nach Königgrätz, hat selbst der subversive Georg HERWEGH resigniert:

Ach Waiblingen, sie sagen schon
du seist nur eine Mythe,
und du verlierst sogar den Thron
im schwäbischen Gemüte.

Sechshundert Jahr zu harren dein,
war leeres Stroh gedroschen.
Ich geh zum Nationalverein
mit dreißig Silberroschen.

Ich will mir einen neuen Herrn
statt meines alten kaufen;
zum Kaiser hab ich grad so gern
die Zollern wie die Staufen.

Dieses neue, nach FRIEDRICH THEODOR VISCHER «nicht mit der Freiheit heiligem Öle» gesalbte Kaisertum von 1871 scheint nun also allein das stauische Erbe anzutreten. KARL GEROK beschreibt in einem zweiundzwanzig Strophen langen Gedicht «Zollern und Staufen» den walpurgisnachtlich wahrgenommenen Umzug der alten Kaiser-Geister vom Staufen zum Zollern:

Mir war's, die Fürsten legten
Am Berg die Kronen hin,
mir schien's, die Geister flögen
Wie segnend rings um ihn.

Und rings im Land erklangen
Die Glocken all' zugleich,
den Segen zu empfangen
für's deutsche Kaiserreich.

Und PHILIPP ULRICH SCHARTENMEYER alias FRIEDRICH THEODOR VISCHER stellt 1872 in seinem «deutschen Krieg» lapidar fest:

Und so stehet nun mit voller
Rüstung in dem Hohenzoller
Jener große Hohenstaufer
Barbarossa wieder auf.

BARBAROSSA wird zu BARBABLANKA – FELIX DAHN hat wohl als erster WILHELM I. so genannt –, und nach BARBABLANKAS Tod wird für ein gewaltiges Nationaldenkmal auf dem Hohenstaufen geworben:

Doch, der siebenhundert Jahre
schlief in Berges dunkler Nacht,
ist in Wilhelms Silberhaare
deutschem Volke neu erwacht.

Drum des Stauferberges Fläche
werde wieder neu gekrönt.
Fort ist ja des Reiches Schwäche,
alle Feindschaft ist versöhnt.

Hohenzollern, Hohenstaufen,
schwäb'scher Berge schönstes Paar!
Ein Jahrtausend soll verlaufen,
fest in eurem Bund und klar.

So dichtet 1888 ein H. M. aus Calw und wirbt mit diesem Text im «GÖPPINGER WOCHENBLATT» für ein Kaiserdenkmal auf dem Hohenstaufen. Für und Wider eines Monuments wägt EDUARD PAULUS ab unter der Überschrift «Hohenstaufen-Denkmal, Verunzierung oder Verschönerung des Berges?»:

Der schönste Berg, wenn man gen Süden geht,
wohl kenntlich an des Hauptes Blöße,
ein Heldengrab von ungeheurer Größe,
worüber eine dunkle Wolke steht.

Verlassen liegt er, – längst im Wind verweht
ist ihm der Waffen trotziges Getöse,
die Kaiserburg sank durch des Schicksals Stöße.
Wo sie gewesen, wird jetzt Gras gemäht.

Noch immer aber blickt der Mauerlose
ehrfurchtgebietend in das Land hinaus.
Es ging doch alles Herrliche und Große

jahrhundertlang vom Hohenstaufen aus,
für unser Volk in seinem tiefsten Kummer
Lag Barbarossa nur im Zauberschlummer.

Das Kaiserdenkmal wird dann aber auf dem Kyffhäuser errichtet. Was für den Hohenstaufen schon gesammelt worden ist, dient als Grundstock für die Schutzhütte des Albvereins. Von Monumentalität verschont, blieb der Hohenstaufen den Wanderern und besinnlicheren Pilgern erhalten. In der Erinnerung an einen Aufenthalt in der «gastlich freien Brunnenstadt» Göppingen im Januar 1904 schreibt CHRISTIAN WAGNER, der Bauer und Dichter aus Warmbronn, seine «Wallfahrt auf den Hohenstaufen»:

Von hoher Warte überschauen
Ließ mich der Geist der Zeiten Lauf;
Ich sah die holden Edelfrauen,
Ich sah die Toten stehen auf:

Sagt, wer ist diese, wer ist jene,
Mitwallend dort in grünem Kleid?
Ists Kunigunde? Ists Irene?
Ists Irmengard? Ists Adelheid?

Und wer ist jene, wer ist diese?
Machtildis mit dem süßen Mund?
Constanze gar? Ists Beatrice?
Und ich der Sänger von Burgund? –

Je mehr ich sinn, je mehr und länger
Dünkt Wahrheit mich der fromme Trug:
Als ob dereinst als Minnesänger
Ich mitgewallt in solchem Zug.

Wann stehst du, Berg der ernsten Mienen
Du Kirchlein, das den Rothbart sah,
Von lichtem Abendglanz umschienen,
Mir neu in dieser Gloria?

Von ganz anderer Gloria umwabert ist der andere, der KYFFHAUSER-BARBAROSSA. Er ist nun, in wilhelminischer Zeit, zum Abzugsbild neudeutscher völkischer Ideologie geworden: «Aus Wolkenzelten tritt als Volkes Vater / Der Rotbart, Deutschlands deutschester Berater. / Das Horn des Heimdall setzt er an die Lippen / und ruft die Söhne Teuts zurück zur Pflicht, / ruft alle, die an fremden Giften nippen, / zurück zur Sitte heiligem Gericht,» heißt es in FRANZ SIKINGS 1893 in Stuttgart erschienenem Schauspiel «Kaiser FRIEDRICH I.», und bei den Wimpfener Festspielen 1903 sagt FRIEDRICH II. in dem Schauspiel «Ein Kaisertag» von KARL KEMMER: «So lieb ich meine Bürger, liebe ich / den deutschen Mann: tatkräftig, zuverlässig / und unermüdlich das begehrte Ziel / erstrebend und von echter, deutscher Treue. / Ihr ehrenwerte Bürger dieser Stadt, / seid ihr bereit, sofern mein Ruf ergeht, / die Treue mir zu halten, Gut und Blut / zu opfern für den Kaiser, euren Herrn, / und für des Vaterlandes Glück und Stern?» Worauf alle anwesenden Bürger begeistert in den Ruf ausbrechen: «Dem Kaiser treu gehorsam bis zum Tod!» Womit ein schöner Bezug zur wilhelminischen Gegenwart hergestellt war. – Nicht minder überzeugend sind die Bezüge, die Gymnasialprofessor E. KOHLER in einem Festspiel anlässlich der Hauptversammlung des Schwäbischen Albvereins in Göppingen im Oktober 1905 aufzeigt. BARBAROSSA tritt da auf und setzt sich mit der Gegenwart auseinander, «Wie freut es mich, daß meine Schwaben / den Rotbart nicht vergessen haben» sagt er

und bekommt auf die Frage, wem er diese Ehrung auf dem Berg verdanke, die schlichte Antwort: «Sie ist des Schwäbischen Albvereins Werk.». – Aber er äußert sich auch kritisch zur Lage der Nation im Jahre 1905 und merkt dazu an: «Parteienhaß hat nun mein Volk schwer mitgenommen, / und führten einst die Stämme heftigen Streit, / so sind es die politischen Parteien heut. / Unmöglich fast, so will es scheinen, / wirds meinen Deutschen, sich zu einen; / solange drum Zwietracht herrscht in vaterländischen Fragen, / so lang wird die Erlösungstunde mir nicht schlagen.»

Der Göppinger Gymnasialprofessor nimmt da (ob er's wohl ahnte?) noch einmal denselben Gedanken auf, den schon 1868 ein Ungenannter in der GÖPPINGER ZEITUNG ventiliert hatte:

Und wieder sind's die alten Raben,
die kreischen auch um Zollerns Bau.
Sie möchten seinen Scheitel haben
so kahl wie Staufens Bergesau.

Wie soll auch deutsches Volksthum kümmern
die Schwarzen, die nur schau'n nach Rom,
die Rothen, die die Welt zertrümmern,
zu bau'n ihr Allerweltsphantom.

Wo das große Werk treuer deutscher Einigkeit von so viel schlechten Mächten, von Parteien und Klerikern, Liberalen und Sozis behindert wird, da müssen die Gesinnungstreuen umso mehr zu staufischer Tugend mahnen:

Hohenstaufen, oft besungen,
Hohenstaufen, viel besucht,
lebst in allen deutschen Zungen,
hoch vergöttert, schnöd verflucht;
mög ein Hauch von deinen Höhn
heut noch unser Volk durchwehn.

So dichtet deshalb PFARRER KARL THEODOR ENGEL, ebenfalls zur Albvereins-Hauptversammlung 1905. Und auch er weiß sehr genau, woher alles Gute für Volk und Land kommt:

Doch in hellem Morgenglanze
aus der Schwabenberge Chor,
aus der Brüder grünem Kranze
ragt ein Gipfel kühn empor,
Zollerns Burg in blanker Wehr
kündend stolz: «Vom Fels zum Meer.»

Derselbe PFARRER ENGEL – wir kennen ihn besser als einen der Erzväter schwäbischer Geologie – schickt wenige Jahre später den Göppinger Soldaten des ersten Weltkriegs folgende Zeilen ins Feld: «und müßt

ihr euren Weihnachtsschmaus / mit Blut auch diesmal taufen; / so denkt an's schwäb'sche Kaiserhaus / der Zollern und der Staufen.» –

Nach dem ersten Weltkrieg und dem Ende des Kaiserreichs hat sich die Hoffnung auf neuen alten Glanz sehr bald auch staufischer Erinnerung wieder bemächtigt. So lesen wir im Heft 1 des Jahrgangs 1919 der BLÄTTER DES SCHWÄBISCHEN ALBVEREINS: «Wie schön warst du, mein Hohenstaufen, als ein Gewitter dein Haupt umtoste. Wie erschütterte der Donner dich, du Berg, in deinen Tiefen, und hielt dort Zwiesprache mit dem greisen Heldenkaiser, der auf die Wiederauferstehung des geliebten Deutschlands in Glanz und Ehre wartet! Wie lange, wie lange wird er noch warten müssen . . .»

In dem Drama «Friedrich von Büren» von MAX SCHILLING, das 1930 in Göppingen aufgeführt wird, heißt es, nicht weniger hoffend, noch deutlicher: «Ein einiges starkes Deutschland ist das Sehnen, das von der Jugend auf mir in der Brust erglüht. Der deutsche Glaube und die deutsche Treue, helft alle, daß es die einst wieder gibt.» Und wie die «deutsche Treue», so wird nun auch wieder ihr Gegenstück, der «welsche Verrat» beschworen: «so sank durch falsche, welsche Hand / der letzte Staufe hin» heißt es in einem Gedicht «Konradin, der letzte Hohenstaufe», in dem C. MOSER im Juni 1927 die Heidenheimer Freilichtaufführung «Der junge König» kommentiert. KONRADIN entspricht wieder einmal dem Zeitgeist, jugendbewegt und tragisch zugleich. Auch KONRAD MAISCH schreibt ein dramatisches Gedicht über «Konradin, den letzten Hohenstaufen», es wird 1928 in Stuttgart verlegt. Bei ihm lauten des jungen Staufers letzte Worte auf dem Schafott: «zum Himmel schreit / von dieser welschen Erde unser Blut / und hört nicht auf zu zeugen wider sie, / bis uns zur Sühn ein Rächer wird erstehn . . . / Du aber, Land der Treue, Deutsches Land, / dir send ich sterbend meinen letzten Gruß! / Heil, Deutschland, Dir!» Im selben Schauspiel begründet KONRADIN, warum er zu dem unglückseligen Italienzug aufgebrochen ist: «je hehrer mir das Ziel vor Augen schwebt, / zu dem der Ahnen Tugend mich beruft, / um desto weniger befriedigt mich / die dürft'ge Gegenwart, das öde Leben, / das Tatenlose, dem ich bin verhaftet.» Hätte es damals schon den Begriff «Leistungsgesellschaft» gegeben, dieser wackere Staufe hätte ihn gewiß treulich verfochten. Auch sein Ahn BARBAROSSA lobt in einer Rede an die Heidenheimer (beim Besuch auf der Burg Hellenstein im Sommer 1922) diese urdeutsche Tugend arbeitssamer Schaffigkeit: «Nie kann der Deutsche ohne ernste Arbeit, – nur lebend von der güt'gen Spende der Natur, – sein Dasein fristen!»

Bei so viel Fleiß und Treue darf das nationale Unglück nicht ewig währen. Auf Regen folgt Sonnenschein, auf Ohnmacht neue Macht und Herrlichkeit: «Du bist der Berg, von dem einst ausgegangen / des deutschen Reiches Macht und Herrlichkeit, / danach ein unauslöschliches Verlangen / das deutsche Volk verzehrt seit jener Zeit: / O Hohenstaufen, wann erscheint der Tag, / da sich dies Sehnen neu erfüllen mag?» singt Friedrich WILHELM MADER noch 1932 in seinen «Liedern aus dem Schwabenland». Ein Jahr später, im Juni 1933, hat sich das Sehnen dann erfüllt, triumphieren die neuen Machthaber beim ersten Hitlerjugend-Hohenstaufentreffen:

Es wehen unsere Fahnen
wo stand der Staufer Schloß.
Die Träume unserer Ahnen
erfüllt sind, wahr und groß!

«Staufischer Geist» – was immer das sein mag – wird beschworen als Zeuge für das Neue Reich. Im Aufruf zu eben diesem ersten Hitlerjugendtreffen auf dem Hohenstaufen heißt es: «BARBAROSSAs Geist lebt wieder, hat Millionen deutscher Volksgenossen ergriffen. Heldischer Geist, der einst die Kreuzfahrer zu ritterlicher Fahrt drängte, bewegt sie. Der Geist der Hingabe an Volk und Vaterland, der Opferbereitschaft für die großen Güter bewegt das junge Geschlecht.»

Aber waren denn die Stauer wirklich die richtigen Kronzeugen für diese neue deutsche Hybris? Sollte man nicht eher welfischen Ostlandzug zum Vorbild nehmen als staufische Südsehnsucht? HEINRICH DEN LÖWEN statt BARBAROSSA oder gar FRIEDRICH II. zum historischen Vorläufer des Führers machen? Ernste Zweifel regten sich da: «Weltumspannende Kühnheit stolzer Fürstengedanken verdorrte an der Glut der sizilianischen Sonne, und der Nachfahr der Hohenstaufen, eingesponnen in die dunkle Weisheit sarazenischer Gelehrter, umstrickt vom Zauber braunhäutiger Frauen und von der Vision des römisch-deutschen Imperiums, war seiner Heimat entfremdet.» So heißt es in einer «Osterwanderung zum Hohenstaufen» aus der GÖPPINGER ZEITUNG vom 11. April 1936. Und auch WILHELM PINDER gab, drei Jahre später, in den Monatsheften SCHWABEN, zu bedenken, ob denn die Kunst der Stauerzeit, ob denn staufische Kunst immer auch deutsche Kunst gewesen sei: «Friedrich II. war schon mehr König von Sizilien als deutscher Herrscher. Nur selten hat ihn unser Land gesehen, und die hohe Blüte unserer Kunst . . . verdanken wir nicht seiner Förderung. Dafür erhielt Italien eine staufische Kunst. Die Schlösser Apuliens . . ., die Bildwerke von Capua

oder Ravello . . ., auch dies also ist staufische Kunst – aber es ist keine deutsche.»

Müssen die Schwaben also ihren lieb gewordenen Stauern abschwören? Zum Glück nicht, denn: «Wie der Moslem einmal im Leben sein religiöses Heiligtum Mekka aufsuchen soll, so soll es auch für jeden Deutschen ein heißes Verlangen sein, zu dem Berg zu wallfahren, dessen Name einst über Deutschland und die Welt leuchtete. Man kann das Wort Hohenstaufen nicht aussprechen, ohne nicht machtvolle Geschichte, heldischen Geist, höfischen Glanz, holden Minnesang, deutsche Treue, welschen Haß und Verrat und das blutige Beil in Neapel heraufzubeschwören» heißt es schon 1934 beim Kreiskongreß der NSDAP in Göppingen. Und als dann 1938 Österreich angegliedert und das Großdeutsche Reich proklamiert wurde, da war Hohenstaufen wieder unangefochtenes Symbol dieses Reiches aller Deutschen, Deutscher Einheit ohne Freiheit: «Von diesem Berg aus haben einst die Stauer Weltgeschichte gemacht. Sie haben dasselbe Ziel vor Augen gehabt, das nun ADOLF HITLER nach 800 Jahren verwirklicht hat» jubelt Gaupropagandaleiter MAURER im April 1938. Und der Reichsstatthalter MURR begrüßt seinen Führer ADOLF HITLER im selben Monat mit den Worten: «Wenn der großdeutsche Gedanke hier im Schwabenland schon immer Wurzel gefaßt hat, so liegt dies tief begründet in der Erinnerung an die einstige Macht der Stauferkaiser.»

Und GEORG SCHMÜCKLE, damals viel gepriesener Dichter im Lande, besingt den Hohenstaufen als «heiligen Berg» und eigentlichen, würdigen Ort deutscher Kaiserkrönung:

er krönte ihn nicht zu Aachen,
er krönte ihn nicht zu Rom,
er krönt ihn im Herzen von Schwaben
unterm brennenden Himmelsdom.

Als dann in den ersten Kriegsjahren das Reich über den deutschen Sprachraum hinausgriff und den Anspruch europäischer Hegemonialmacht erhob, da wurde Hohenstaufen in den «GÖPPINGER NACHRICHTEN» schlicht zur «Geburtsstätte des mittelalterlichen Reichsgedankens». FRIEDRICHS mediterranes Imperium wurde flugs mit dem HITLERschen gleichgeschaltet. Im Frühjahr 1945 endlich, als es mit deutscher Reichsherrlichkeit wieder einmal zu Ende ging, mußten heroisches Staufertum und die Verbundenheit mit der heimischen Landschaft noch erhalten zur Entfaltung letzter Werwolf-Gesin-

nung: «Wie Siegfriedsgestalten in eherner Waffenrüstung ragen die Kaiserberge empor . . . Tapferen, unbesieglischen Helden gleich scheinen sie die Heimat zu schützen, die Heimat, die um so teurer und lieber wird, je mehr sie Not leidet und vom Feind bedrängt ist. Ja, sie sind der Inbegriff der schönen schwäbischen Heimat, eines deutschen Herz- und Kernlandes, das es lohnt, bis zum letzten Atemzug verteidigt zu werden.» So tönt es noch im April 1945 in derselben Zeitung.

Und dann sind Reich und Einheit endgültig dahin. Nicht so jedoch der staufische Abglanz! Staufisches wird in den Jahren wirtschaftlichen Wiederaufstiegs zum werbewirksamen Signum für Konsumgüter und Fremdenverkehr; 1952 geraten die staufischen Löwen ins neue baden-württembergische Wappen, bald darauf auch ins Emblem einer Bundeswehrdivision.

Und heuer, zum fünfundzwanzigsten Geburtstag unseres Bundeslandes, werden die Stauer wiederum nicht wenig bemüht. Obwohl es den Historikern nicht leicht fallen dürfte, eine passende Jahreszahl aus staufischer Zeit für dieses Jubeljahr zu finden. Allenfalls das Jahr 1227 bietet sich da an: 750 Jahre zurückliegend, ein dreiviertel Jahrtausend genau! Am 29. September dieses Jahres 1227 wurde KAISER FRIEDRICH I. von PAPST GREGOR IX. in den Bann getan: Er hatte sein Gelöbnis, die heiligen Stätten mit Kriegsgewalt zurückzuerobern, nicht erfüllt, weil sein zu diesem Zweck gesammeltes Heer im August 1227 vor Brindisi einer Seuche zum Opfer gefallen war.

Indessen: daß ein Kaiser wegen Ungehorsams gegen den HEILIGEN VATER, wegen Krankheit und wegen mangelnder Kampfbereitschaft gegen den Glaubensfeind (ein Jahr später gewann Friedrich Jerusalem durch Vertrag statt durch Krieg!) in den Kirchenbann geriet: für wen sollte dies heute bei uns überzeugender Anlaß zum Jubilieren sein?

So haben also auch wir nicht weniger als unsere Väter und Großväter gewisse Schwierigkeiten mit dem staufischen Erbe. Und ein späterer Chronist wird sicher bei einer Blütenlese staufischen Abglanzes im sogenannten Stauerjahr 1977 auf reiche Ernte hoffen dürfen. Zumal der Name *Hohenstaufen* – wenigstens kommunalpolitisch und postalisch – dank der Gemeindereform inzwischen durch den computergerechteren *Göppingen 11* abgelöst worden ist.

Friedrich Barbarossa von Göppingen elf – da wendet sich der Historiker mit Grausen; diese neueste Wortbildung mag allenfalls noch einem Spötter zum Anlaß für eine hohenstaufisch-schwäbische Posse dienen.